5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachrinnenstraße 12 bis 14 bezw. Völbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981
Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Burgstraße 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: R. J. Bach in Halle/S.

Nummer 156 — Halle, Dienstag den 6. Juni — 1916

Eine bedeutungsvolle Rede des Reichskanzlers.

Die große Schlacht zwischen Pruth und Styr.

Nachklänge zur Seeschlacht im Skagerrak.

Der amtliche österreichische Heeresbericht.

(W. T. B.) Wien, 5. Juni. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz:

Der seit längerem erwartete Angriff der russischen Südwestheere hat begonnen. An der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Styr-Knie bei Kolki ist eine große Schlacht entbrannt. Bei Olyka wird um den Besitz unserer vordersten Stellungen erbittert gekämpft. Nordwestlich Tarnopol gelang es dem Feinde, vorübergehend an einzelnen Punkten in unsere Gräben einzudringen. Ein Gegenangriff warf ihn wieder hinaus. Beiderseits von Kozlow (westlich von Tarnopol) scheiterten russische Angriffe vor unseren Hindernissen bei Nowo-Alexinice und nordwestlich von Dubno schon in unserem Gelände. Auch bei Sopanow und bei Olyka sind heftige Kämpfe im Gange. — Südöstlich von Luck schossen wir einen feindlichen Flieger ab.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Im Raume westlich des Astico-Tales war die Gefechtstätigkeit gestern im allgemeinen schwächer. Südlich Posina nahmen unsere Truppen einen starken Stützpunkt und wiesen mehrere Wiedergewinnungsversuche der Italiener ab. Oestlich des Astico-Tales stürmten unsere Kampfgruppen auf den Höhen östlich von Arsiero noch den Monte Panoccio (östlich von Monte Barco) und beherrschen nun das Val Canaglia. — Gegen unsere Front südlich des Grenzecks richteten sich wieder einige Angriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. — An der küstenländischen Front schoß die italienische Artillerie mehr als gewöhnlich. — Im Doberdo-Abschnitt beteiligten sich auch feindliche Infanterieabteilungen, deren Vorstöße jedoch rasch erledigt waren.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Ruhe.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

*

Die Rede des Reichskanzler.

(W. T. B.) Berlin, 5. Juni. Zu Beginn der heutigen dritten Etatsberatung im Reichstage nahm der Reichskanzler das Wort und führte u. a. folgendes aus:

Seit meiner letzten Rede hat sich

die Kriegskarte weiter zu unseren Gunsten verändert.

Die Feinde wollen davor noch ihre Augen verschließen. Dann müssen und dann werden und dann wollen wir weiter fechten bis zum endgültigen Siege. Von einigen Stellen sind Versuche unternommen worden, durch partikularistische oder innerpolitische Gegensätze unsere Schlagkraft zu lähmen. Diese Herren bewegen sich in seltsamen Vorstellungen. Unsere Meinungsverschiedenheiten werden sachlich ausgefochten. Allerdings sehne auch ich mich nach der Zeit, wo das Walten der Zensur aufhören kann und ich werde dahin wirken, daß in politischen Angelegenheiten, bei denen der Zusammenhang mit der Kriegführung nur ein loser ist, der Zensurstift möglichst wenig gebraucht wird.

Das Bestehen der Pressezensur hat aber einen sehr bedauernswerten Mißstand aufkommen lassen,

nämlich die Treibereien in geheimen und offenen Denkschriften.

In einem Heft über die diplomatische Vorgeschichte des Krieges wird behauptet, daß der deutsche Reichskanzler niederbrechen sei, als ihm der italienische Botschafter den Abbruch der Beziehungen bekannt gab. Ich sollte mich mit Händen und Füßen gegen die Behrvorlage gesträubt haben. Ertrunken und erlogen!

Ich werde beschuldigt, den Mobilmachungsbefehl um 3 kostbare Tage verzögert zu haben,

in der Hoffnung auf eine Verständigung mit England. Diesen Versuch einer Verständigung habe ich gemacht, aber mit der Mobilmachung hat dies nichts zu tun. —

Ein anderes Heft bringt es fertig, mich wegen der von mir ausgegebenen Parole der Einigkeit als Staatsverräter hinzustellen. Es ist bitter und widerlich, sich gegen Lüge und Verleumdung zu verteidigen, aber nicht meine Person steht in Frage, sondern die Sache des Vaterlandes. Ich weiß, keine Partei in diesem Hohen Hause billigt

Hetzereien, die mit Unwahrheit und Lügen arbeiten.

Aber leider treiben die Piraten der öffentlichen Meinung häufig Mißbrauch mit der Flagge der nationalen Parteien. Von mir heißt es immer wieder, ich stütze mich ja nur noch auf die Sozialdemokratie und einige pazifistische Versöhnungspolitiker. Soll ich in diesem Kriege, wo es nur Deutsche gibt, mich an Parteien halten? Ich sehe die ganze Nation in Heldengröße um ihre Zukunft ringen, und das soll ich trennen, soll ich nicht einigen! Unsere Feinde wollen es auf das Letzte ankommen lassen.

Wir fürchten nicht Tod und Teufel, auch nicht den Hungerteufel!

Die Entbehrungen sind da, aber wir tragen sie, und auch in diesem Kampfe geht es vorwärts. Ein gnädiger Himmel läßt eine gute Ernte heranreifen. Diese Hoffnung unserer Feinde auf unsere wirtschaftlichen Schwierigkeiten wird trügen. Ein anderes Exempel mit großen Zahlen hat unsere junge Marine am 1. Juni scharf korrigiert. Das ist das helle und verheißungsvolle Licht, das der 1. Juni in die Zukunft wirft.

Die Rede wurde vielfach von stürmischem Beifall unterbrochen. Das Schlußwort begleitete nicht endenwollender Beifall und Händeklatschen im ganzen Hause und auf den Tribünen. Der Reichskanzler dankte wiederholt.

Ein neuer Reichskredit von 12 Milliarden Mark.

(W. T. B.) Berlin, 5. Juni. In einem heute dem Reichstage zugegangenen Gesetzentwurf betreffend einen Nachtragsetat für das Rechnungsjahr 1916 wird der Reichskanzler ermächtigt, zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben die Summe von 12 Milliarden Mark im Wege des Kredits flüssig zu machen. Die zur Ausgabe gelangenden Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen, sowie die etwa dazugehörenden Zinsscheine können sämtlich oder teilweise auf ausländischen oder aber im Inland in bestimmten Wertverhältnissen, gleichzeitig in in- und ausländischer Währung, sowie im Auslande zahlbar bestellt werden.

Eine Reuterdarstellung der Seeschlacht.

(W. T. B.) London, 4. Juni. Das Reutersche Bureau meldet über die Seeschlacht aus Edinburg:

Der Morgen war außergewöhnlich schön, mit ruhiger See. Um ungefähr 4 Uhr nachmittags, als das Geschwader des Admirals Beatty sich etwa 100 Meilen westlich der dänischen Küste befand, meldete die Vorhut, daß der Feind mit ungefähr 100 Schiffen in Sicht sei. Darunter waren mindestens 20 Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer. Die Vorhut bestand aus zahlreichen leichten Kreuzern und Zerstörern und

die ganze Armada

dampfte rasch in nordwestlicher Richtung heran. Die Bedingungen waren alle für die Deutschen günstig. Das Wetter hatte sich verändert. Ein feiner Strichregen behinderte die Aussicht. Während die englischen Schiffe, mit der Sonne im Westen hinter sich, deutlich sichtbar waren, konnten die Deutschen ihre Streitkräfte mehr oder weniger verbergen.

Trotzdem zögerte Admiral Beatty keinen Augenblick, zum Angriff überzugehen. Mit schweren Kanonen wurden die ersten Schüsse auf ungefähr 15 Meilen Abstand gewechselt. Nach den Wassersäulen, die rund um die vorgeschobenen Schiffe aufstiegen, konnte kein Zweifel bestehen, daß die großen deutschen Schlachtschiffe im Gefecht standen und einige volle Lagen auf unsere Vorhut abfeuerten. Obwohl

der berühmte neue „Hindenburg"

nicht amtlich genannt wurde, ist anzunehmen, daß er bei dieser Gelegenheit schwer beschädigt wurde. Die Entfernung, in der Geschosse gewechselt wurden, verminderte sich rasch von 15 auf 10 und später auf 5 Meilen. Die englischen Kanoniere waren bald im Vorteil und man sah, nachdem die Schlacht begonnen hatte, daß ein großer deutscher Kreuzer einen Treffer erhielt. Einen Augenblick später war er in Flammen gehüllt und sank fast sofort.

Jetzt nahmen auch die großen deutschen Schlachtschiffe an dem Kampfe teil und ihre gewaltige Geschützkraft gewährte den Deutschen einen gewaltigen Vorsprung. Einer der ärgsten Feinde der Briten war

das deutsche Minenfeld,

das das britische Geschwader am freien Manövrieren hinderte, während die deutschen Unterseeboote und die Zeppeline unbehindert ihre Arbeit verrichten konnten. Beatty beschloß, den Feind zu zwingen, in voller Stärke auf dem Kampfplatz zu bleiben. Mit der Hartnäckigkeit von Bulldoggen bekämpften unsere Kreuzer im Vertrauen darauf, daß Verstärkungen unterwegs seien, den Feind, obwohl sie in der Minderzahl waren.

Nachdem der Kampf ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, tauchten der „Invincible", der „Indomitable" und der „Inflexible" am Horizont auf. Die Deutschen waren noch immer in der Uebersahl und auch die Luftverhältnisse hatten sich nicht zu Gunsten der Briten geändert. In diesem Abschnitt der Schlacht wurde hauptsächlich mit schweren Kanonen gekämpft und der Lärm war über alle Beschreibungen entsetzlich. Der „Invincible" ging, nachdem er mit dem größten Heldenmut gekämpft hatte, rasch unter. Beatty atmete auf, als vier Schlachtschiffe der größten Klasse, nämlich „Valiant", „Barham", „Malaya" und „Warspite" am Horizont erschienen. Als sie sich am Kampfe beteiligten, änderte sich dieser sofort. Die „Warspite" wurde sofort von fünf deutschen Schlachtschiffen oder Kreuzern angegriffen, bedeckte sich mit Ruhm und brachte drei der Angreifer zum Sinken, oder fügte ihnen doch jedenfalls sehr schweren Schaden zu. „Valiant" rammte ein feindliches Unterseeboot und bohrte es in den Grund. Die Deutschen begannen nun zu fliehen. Die Leute von Jellicoe waren über diese Weigerung der Deutschen, den Kampf auszufechten, aufs höchste entrüstet. Bei einbrechender Dunkelheit stellten die großen Schiffe das Feuer ein, aber der Kampf dauerte während der Nacht bis zum Tagesanbruch von den kleineren Schiffen fortgesetzt. Dann setzte die englische Flotte nach den verschiedenen Häfen zurück, da vom Feinde keine Spur mehr zu entdecken war.

Der Beginn der russischen Entlastungs-Offensive.

K. und k. Kriegspressequartier, 5. Juni. Zwischen Strypa und Pruth tobt seit Sonntag früh eine Angriffsschlacht, wie sie an der russischen Front im Laufe des letzten Jahres nicht stattgefunden hat. Nach kleineren Unternehmungen begannen die Russen gestern die Beschießung unserer gesamten Front in einer Ausdehnung von mehreren hundert Kilometern. Auffälligerweise richteten sie gegen die k. und k. Gräben Massenfeuer, erfolgter Artillerievorbereitung wurden die hinter der Front bereitgehaltenen Truppen zum Angriff vorgeführt. Noch immer halten die russischen Führer an ihrer Theorie, mit tief gegliederten Angriffskolonnen fest. In zahlreichen Wellen wälzte sich die russische Infanterie gegen unsere zum Teil durch das Artilleriefeuer zerstörten Hindernisse durch. Reihe um Reihe sank nieder, aber neue Schwärme wurden erbarmungslos vorgeschickt.

Namentlich die Angriffe in der Putulowka beiderseits von Olyka zeichneten sich durch Wucht und dem Einsetzen unübersehbarer Menschenmassen aus. In der ungeheuren Schlachtlinie waren die Kämpfe besonders heftig an der bessarabischen Grenze und südwestlich Tarnopol am oberen Sereth. Im Nordostwinkel Bukowina kam es zu erbitterten Nahkämpfen. Ebenso heftig wurde an der Ikwa gefochten, aber an keiner Stelle konnten die Russen durchdringen, ihre Angriffe wurden, so weit sie beendet sind, abgeschlagen. Unsere Truppen machten mit ihren Hand- und Maschinengewehren zahlreiche feindliche Reihen nieder. An vielen Punkten brachen sie aus ihren Stellungen zum Gegenangriff vor und warfen den Feind in seine Ausgangsstellung zurück. So verlief der erste Tag der russischen Offensive für den Feind, doch dauern die Kämpfe an der genannten Front an und das Artilleriefeuer hat an Heftigkeit nicht nachgelassen.

(Berl. Tageebl.)

*

(T. U.) Bukarest, 5. Juni. Aus Bessarabien kommen Nachrichten von großen Truppenzusammenziehungen. Mehrere 100 000 Mann würden an die Bukowinafront geworfen, um die Offensive gegen die österreichischen Stellungen aufzunehmen.

Ein neuer Generalkommandeur im 9. Armeekorps.

(T. U.) Hamburg, 5. Juni. An die Spitze des stellvertretenden Generalkommandanten des IX. Armeekorps Generals der Artillerie von Roell trat Generalleutnant von Falk, bisher Kommandant der zweiten Infanteriebrigade. (Voss. Ztg.)

Skuludis' Antwort an den Vierverband.

Lugano, 5. Juni. Einer Meldung der „Stampa" zufolge erhob der französische Gesandte in Athen wegen der Besetzung griechischen Gebietes durch die Bulgaren neuerliche Vorstellungen. Ministerpräsident Skuludis beharrte jedoch auf dem Standpunkt, daß keinerlei Widerspruch bestehe zwischen der wohlwollenden Neutralität Griechenlands zu der Entente und der Räumung der griechisch-mazedonischen Befestigungen vor den Gegnern der Entente.

König Peters neuer Wohnsitz.

(W. T. B.) Paris, 5. Juni. Nach einer Athener Meldung des „Petit Parisien" hat der König von Serbien auf einem griechischen Zerstörer Aedipsos verlassen und ist in Chalkis eingetroffen, wo er seinen Wohnsitz nehmen wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191606067/fragment/page=0001

Der Bericht der Oberst'n Heeresleitung.

(W.T.B.) Großes Hauptquartier, 5. Juni.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Die Engländer schritten gestern abend erneut gegen die von ihnen verlorenen Stellungen, südöstlich von Ypern, zum Angriff, der im Artilleriefeuer zusammenbrach. Ebenso scheiterte ein nach Gasvorbereitung unternommener schwächlicher französischer Angriff bei Brunnah in der Champagne.

Auf dem Westufer der Maas bekämpfte unsere Artillerie mit gutem Ergebnis feindliche Batterien und Schanzanlagen. Französische Infanterie, die westlich der Straße Haucourt—Cöues gegen unsere Gräben vorzukommen versuchte, wurde zurückgeschlagen.

Auf dem rechten Ufer dauert der erbitterte Kampf zwischen dem Caillette-Walde und Damloup mit unverminderter Heftigkeit an. Der Feind versuchte uns die in den letzten Tagen errungenen Erfolge durch den Einsatz von Infanteriemassen streitig zu machen. Die größten Anstrengungen machte der Gegner im Chapitre-Walde, auf dem Famin-Rücken südwestlich vom Dorfe Damloup und in der Gegend südöstlich davon. Alle französischen Gegenangriffe sind restlos unter den schwersten feindlichen Verlusten abgewiesen.

Deutsche Erkundungsabteilungen drangen an der Yser, nördlich von Arras, östlich von Albert und bei Altkirch in die feindlichen Stellungen ein; sie brachten 30 Franzosen, acht Belgier und 35 Engländer unverwundet als Gefangene ein; ein Minenwerfer ist erbeutet.

Im Luftkampf wurde über dem Maasgebiet über Camières und Fort Souville je ein französisches Flugzeug zum Absturz gebracht.

Oestlicher und Balkan-Kriegsschauplatz:

Nichts Neues.

Die Kämpfe unserer Flieger im Monat Mai waren erfolgreich. Feindliche Verluste: Im Luftkampf 36 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 9, durch unfreiwillige Landung hinter unserer Linie 2 Flugzeuge, zusammen 47 Flugzeuge.

Eigene Verluste: Im Luftkampf 11 Flugzeuge, durch Nichtrückkehr 5 Flugzeuge, zusammen 16 Flugzeuge.

Oberste Heeresleitung.

Sturmzeichen in Rußland.

Präzisiert man die Bestrebungen der Gesellschaft, soweit sie bei den zahlreichen Kongressen und in der Presse Ausdruck fanden, so ergibt sich als Leitmotiv: die Forderung nach tätiger Mitarbeit des Volkes auf dem Gebiete der Gesetzgebung, Staatskontrolle und Kriegsfürsorge. Die „innere Organisation des Sieges" wurde das Schlagwort aller Unternehmungen, die „Hebung aller volklichen und wirtschaftlichen Kräfte der Nation" das Mittel zum Ziel. Die genauere Formulierung der Art dieser „inneren Mobilisierung" blieb jedoch in hellen Anregungen stecken und wurde zuweist der Initiative der Regierung überlassen. Die alten Mängel russischer Veranlagung: die unermüdliche Debattiersucht und das zwecklose Raisonieren ins Leere, feierten Triumphe und verstrickten das Volk immer stärker in das Netz völliger Kopflosigkeit.

Die Eröffnung der Duma wurde als erste von dem Willen der Nation erzwungene Konzession der Regierung betrachtet. Dies traf insofern zu, als dem Drängen des Volkes der greise Staatsmann Goremykin, der unerbittliche Gegner jeder Volksvertretung, geopfert wurde. Der frisch restaurierte fortschrittliche Block begann seinen Sturmangriff auf die Regierung mit einer scharfen Kritik der Regierungserklärung. Aber auch die Rechte war zur teilweisen Verurteilung der Regierungspolitik geneigt. So ergab sich das seltsame Verhältnis, daß weder Linke noch Rechte mit der Regierung einverstanden waren. Die allgemeine Unzufriedenheit der Gesellschaft suchte sich in den Reden der Parteimänner ein Ventil. Während aber die im fortschrittlichen Block geeinigte Opposition weitgehendst Wirtschaftsumgestaltung und die Liberalisierung der Regierung verlangte, ging das Streben der realtionären Rechte nach Herbeiführung der politischen und ökonomischen Diktatur. Die Regierung schickte sich in die Rolle, nach außen hin den Schein des Konstitutionalismus aufrechtzuerhalten, tat aber insgeheim nach der Anleitung Chwostowws und des früheren Justizministers Schtschegolowow alles, um sich die Machtbefugnis im vollen Umfange zu bewahren. Die drei Gesetzentwürfe, die sie der Duma vorlegte: die Wolostreform, die Revision der Städteordnung und die Einführung der Semstwos in Sibirien, wirkten angesichts des Ernstes der Zeit wie Ironie. Ebenso weigerte sie sich beharrlich, Vertreter der Demokratie zur Mitarbeit an der „inneren Organisation des Sieges" zu berufen, wohl aus der eingeborenen Angst vor jeder Selbstorganisation des Volkes. Die wirksamste Drohung, ein Eintreten des Volkes für die Forderungen seiner Vertreter, hatte sie nicht zu fürchten. Die breite Masse der Bauernbevölkerung hatte längst alles Interesse am Kriege verloren, sie, die ihren ewigen Landhunger an den fruchtbaren Gebieten Rotrußlands und Preußens zu stillen und ihre religiös-mystische Sehnsucht an der Konstantinopler Hagia Sofia erfüllt zu sehen wähnte, hatte sich, als beide Hoffnungen an der Wirklichkeit zerschellten, mit dumpfer Ergebung in die Heimsuchungen des Krieges gefügt.

Mobilisierung der inneren Kräfte, Mobilisierung der militärischen, politischen, finanziellen und sozialen Hilfsquellen des Reiches ist das Zaubermittel, mit dessen Hilfe sich das Gewissen der Gesellschaft zu beruhigen sucht. Aber die Ahnung kommender, gewaltiger Erschütterungen dämmert im Unterbewußtsein und überschattet das Tun und Reden der Menschen. Immer kräftiger zeichnen sich die Umrisse der wirtschaftlichen Katastrophe. Mit eindringlicher Ueberzeugungskraft führten Miljukow, Maklakow, Tscheidse die nationale Gefahr einer Verminderung der Getreide-Saat und des Viehbestandes vor Augen, das stückweise Aufgeben der ökonomischen Unabhängigkeit. Der Kadett Schingarew und der Konservative Purischkewitsch sprachen von der Erdrückung des nationalen Handels und der Industrie durch England, die mit einer beschämenden Erniedrigung des nationalen Selbstgefühls verbunden ist. Und Stoßseufzer malte in schwarzen Farben die Gefahren, die sich vom fernen Osten her zusammenballen: Amerikas und Japans Wettlauf um die russischen Absatzmärkte. Ueber allen wirtschaftlichen und innerpolitischen Unzulänglichkeiten aber brütet die dunkle Dämonenhaftigkeit der Massen, die vorläufig, in tödlicher Erstarrung befangen, willenlos alle Schicksalsschläge hinnehmen, aber, durch die aufgeflutteten Soldatenleiben gedeckt, später zu gefährlicher, alle Dämme niederreißender Elementarkraft anschwellen könnten. Die böse Erinnerung an 1905 wirkt auf die führenden Kreise lähmend. Sie spielt auch in die politischen Entscheidungen und das Vorgehen der Opposition hinein und sie schaffte jenes alles einigende Schuldbewußtsein dem allgemeinen Zusammenbruch gegenüber, in dem sich Regierung und Gesellschaft finden. Alle die ungeheuren Mißstände auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, der Lebensmittelbeschaffung, der Verwertung öffentlicher Gelder, die einzig dastehende Korruption der Verwaltungsorgane, die Willkür der Beamtenschaft — sie werden letzten Endes doch nur als nationales Uebel empfunden, für das die Gesamtheit von Staat und Volk verantwortlich zu machen ist.

Noch hat sich die russische Gesellschaft nur in wenigen Vertretern zur ganzen Tragik des Geschehens durchgerungen. Die Mehrheit führt die zu Tage getretenen Mängel auf die einfachere Formel des Gegensatzes von Duma und Regierung zurück. In seiner letzten Rede erklärte Schingarew: „Die Regierung verhindert zwar den Sieg, aber wir werden gegen ihren Willen zu siegen wissen." Damit gab er den zwei Hauptströmungen innerhalb der russischen Gesellschaft Ausdruck: dem Mißtrauen gegen die bestehende Regierung einerseits, der ungeschminkten Kriegsbereitschaft andererseits, die zu immer neuen Anstrengungen, neuen Hilfsmitteln greift. Es liegt ein tragikomischer Zug in diesem krampfhaften Betonen unentwegter Siegeszuversicht. Als wenn die russische Gesellschaft eines Idols benötigte, an das sie ihren Zukunftsglauben hängen muß. Als ob sie vor dem Zusammenbruch ringsum in den Bannkreis dieses Begriffes flüchtete, um sich selbst nicht zu verlieren.

Dieses Motiv nagender Unruhe über die nächste Entwicklung klingt in auffallender Uebereinstimmung aus allen Klagen, Drohungen und Beschwörungen der Volksvertreter heraus. Die Verbrämung mit nationalistischem Beiwerk dient dabei vielleicht nur der Selbstsuggestion. In der Tiefe des Herzens begreift die Gesellschaft, daß mit einem Wechsel der Regierungsmänner nicht zugleich die tieferen Ursachen der nationalen Zerrüttung beseitigt werden können. Wenn sie dennoch in seltener Einmütigkeit auf das schlagwörtlich gewordene „Ministerium des nationalen Vertrauens" dringt, das, gestützt auf die Mitwirkung des Volkes, die „innere Organisation des Sieges" vollbringen soll, so ist das mehr als Mittel zur Hinausschiebung letzter Entscheidungen zu betrachten, über deren Ausgang sich die maßgebenden Faktoren kaum Illusionen machen. Die russische Gesellschaft würde mit der gleichen Leidenschaftlichkeit, mit der sie die Liberalisierung der Regierung verlangt, den Diktator begrüßen, der, stark und unbeirrt, das Boot zum Siege führend, gegen den Willen dem Lande aufzwänge. Nur sie würde gern diesen Sieg über den „Erbfeind" mit dem Verzicht auf ihre alten Ideale bezahlen.

Wir dürfen aus diesen Stimmungen nicht vorschnelle Schlüsse auf den Gang der nächsten Ereignisse ziehen. Aus der Niedergeschlagenheit der Massen und der Nervosität der Gesellschaft ist schon manchmal Kraftzuwachs durch die Ueberleitung revolutionärer Losungen oder solcher der Verzweiflung. Von beiden ist Rußland gegenwärtig noch weit entfernt. Es ist bezeichnend, daß in keiner der Parteierklärungen — sozialistische Beschlüsse abgesehen — der alte Ruf nach einem Kampf gegen den Zarismus ertönte. Der Krieg hat die Nationalisierung der Geister in Rußland vollendet. Das nationale Empfinden aber hat längst die zaristische Staatsbegründung in sich aufgesogen. Die Gegensätze zwischen Volksvertretung und Regierung sind nicht als äußere Symptome von Forderungen zu werten, wie sie in den Ereignissen von 1905 vorgebildet sind. Was sich heute in Rußland liberal oder fortschrittlich gebärdet, ruht längst nicht mehr auf den idealen Grundsätzen dieser vergangenen Epoche. Noch weniger darf es mit den gleichnamigen politischen und gedanklichen Systemen Westeuropas gemeinsamen Ideeninhalt. Zwischen jetzt und 1905 liegt jene Evolution, die aus der Verneinung des überlieferten Staatsprinzips durch das Volk seine kräftigste Rechtfertigung, aus der Betonung der Rechte der Nation den nationalen Chauvinismus machte, die aus Erneuerung der Zarenmacht hervorbrechende Politik mit dem imperialistischen Rüstzeug der russischen Staatsidee bewerkstelligte. Dementsprechend werden auch die Zukunftsentwicklungen, die aus dem Schoße der Gegenwart keimen, anders geartet sein. Für uns ist von Belang, zu erkennen, daß sie, getragen vom Haß gegen den vermeintlichen Urheber aller Mißstimmungen, sich zu einer Formel verdichten, die schon heute das gesamte Rußland beseelt: der erbarmungslosen Ausrottung des Deutschtums, des deutschen Mutterstromes im russischen Denken, im politischen und sozialen Aufbau, im Gesamtgefüge des russischen Lebens.

(Schluß.)

Kriegstelegraphie vor 100 Jahren.

Die modernen Errungenschaften der Technik und Wissenschaft, deren zur höchsten Vollendung gesteigerte Ausnützung die gegenwärtige Art der Kriegführung gar nicht denkbar wäre, sind uns bereits so gewohnt, daß wir in ihnen meist kaum noch etwas Besonderes zu erblicken vermögen. Und doch sind zahlreiche dieser Einrichtungen verhältnismäßig jungen Datums, auch die Telegraphie — wobei nicht einmal an die drahtlose Uebermittlung von Nachrichten gedacht werden soll — ist eine noch ziemlich neue Erfindung, trotzdem unsere ganze Kriegführung mit ihr wie mit etwas so Selbstverständlichem rechnet, als seien nie große Kämpfe ohne ihre Hilfe durchgeführt worden. Alt ist nur die Idee der Nachrichtenvermittlung auf große Entfernungen, und zwar boten meistens kriegerische Bedürfnisse den Anlaß zu den verschiedenartigsten Erfindungen, die alle Vorläufer der modernen Telegraphie zu betrachten sind. So ließ man früher auf erhöhten sichtbaren Punkten Rauch- und Feuerzeichen aufsteigen, die verabredungsgemäß eine bestimmte Nachricht bedeuteten. Auch die Nachrichtenvermittlung mittels beweglicher Flaggen und Lichter an den Küsten und auf dem Meere gehört hierher. All dies aber waren sehr primitive Anfänge. Die Ausbildung einer genaueren Zeichenübermittlung geschah, wie in einem Artikel über die Kriegstelegraphie vor 100 Jahren von Wilhelm Bastine3 im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer ausgeführt wird, vor nicht mehr als 100 Jahren, und zwar waren auch damals die Notwendigkeiten des Krieges ausschlaggebend, da die Leitung der großen Truppenmengen der französischen Revolutionsheere nach besonderen verbesserten Hilfsmitteln verlangte. Zu jener Zeit entstand eine wahre Telegraphenerfindungswut. Allein der Hanauer Professor Berghrstraßer arbeitete mehr als ein Dutzend von Telegraphensystemen aus, die natürlich wie auch die anderen Erfindungen jener Zeit nur mechanisch funktionierten, da man auf die Möglichkeiten der elektrischen Nachrichtenvermittlung noch nicht gekommen war. Mittels Kanonen- und Flintenschüssen, Pulverexplosionen, Trompetenklängen, Glockensignalen und besonderen Trommelzeichen, mit Hilfe von Ubrzeigern an Kirchtürmen und Uhren, mittels Feuer- und Rauchzeichen auf Wolkenwände suchte man wichtige Nachrichten aus großer Entfernung bekannt zu geben.

Ueber die am meisten zu jener Zeit beachtete Methode der Telegraphie mittels sichtbarer Zeichen berichtete Graf Henckel von Donnersmarck, der im Jahre 1814 an dem Feldzuge in Belgien teilnahm, in einem aus Brüssel datierten Brief an einen deutschen Gutsherrn: „Hier befanden sich zwei Telegraphen, auf der hiesigen Hauptkirche zu St. Gudule. Sie waren nicht bloß Zwischen-, sondern Haupttelegraphen, wo man also den Inhalt der Depeschen lesen konnte." Es handelte sich um die sog. „poste aérienne" der Brüder Chappe, die den optischen Telegraphen jener Zeit erfunden haben. Der Chappe-Telegraph bestand aus einer Art Galgenrahmen mit Zeigerarmen, Scheiben und mehreren quergestellten Balkenarmen, die für den Nachtdienst mit farbigen Laternen versehen wurden. Bei diesen Zeigerapparaten entsprachen den Zahlen des Zifferblattes die Buchstaben des Alphabetes. Die Zeiger konnten von einem Stationshaus aus durch Kurbeln in Bewegung gesetzt werden, und ein derlei nertes Modell des Apparates befand sich in dem Stationshaus selbst und bewegte sich entsprechend dem großen Apparat, wodurch der Beamte von seiner Stube aus den Mechanismus kontrollieren konnte. Ein anderes System, der Scheibentelegraph, erinnert an den Brauch, die Flügel von Windmühlen farbig zu streichen und auf eine bestimmte, vorher vereinbarte Weise zu bewegen. Der Scheibentelegraph wurde meist auf niedrigen Häusern angebracht. Es war ein Holzrahmen mit zahlreichen Feldern, hinter denen schwarze Scheiben an Schnüren aufgezogen wurden. Nach der Zahl der emporgezogenen Scheiben und nach der Art ihrer Stellung zueinander, wurden ganze Sätze gebildet. Alle diese Systeme aber wurden mit einem Schlage durch die Telegraphie mit Draht überholt, und diese wiederum wurde durch das System der drahtlosen Telegraphie übertroffen, ohne welches die heutige Kriegführung zu Lande und zu Wasser nicht möglich wäre.

Kriegsallerlei.

Der vorsichtige Neutrale.

Es war vor einigen Tagen, so erzählte der „Chr. Allg. Anz." ein Mitarbeiter, da bestellte ich bei einem Baseler Buchhändler eine Mailänder Zeitung für den Monat Juni. Er schrieb mir postwendend, die Besorgung durch ihn koste so und so viel; doch gesche die Lieferung vollkommen auf meine Gefahr; eine Rückzahlung des einzusendenden Betrages könne auch zu einem Teile nicht mehr erfolgen, falls die Lieferung des inzwischen in Mailand eingezogen seien oder sonstwie die Postverbindung Mailands mit der Schweiz gestört würde oder die Zeitung infolge der fortschreitenden Ereignisse des österreichisch-italienischen Krieges zum Einstellen gezwungen sei . . . Worauf ich ihm pflichtschuldigst erwiderte, daß mir der baldige Eingang der Lieferung mitgeteilt worden war. Der brave Landsturmer erstattete Meldung bei seinem Kommandeur, die Sache wurde weiter verfolgt und nunmehr ist die Spritze „auf dem Dienstwege" wieder in Friedrichshof eingetroffen. Feuerwehrhauptmann Domsch erhielt hiervon durch ein Dankschreiben des Friedrichshofer Gemeindevorstandes Kenntnis.

Das patriotische Korsett.

Wir lesen in der „B. Z. am Mittag": Nun hat sich der glühende französische Patriotismus auch des Korsetts bemächtigt. Wie die „Renaissance" schreibt, haben die neuesten Korsettmarken von dem Syndikat der französischen Korsettfabrikanten folgende Bezeichnung erhalten, die seitens der „Renaissance" in der in Klammern angegebenen Weise kommentiert werden: „Mazarine" (das die Vorstellung einer Bibliothek wachruft), „Glorieux" (aktuell und patriotisch, „Sigur" (um die Ueberlegenheit der französischen Musik zu betonen?). Die Palme aber gebührt dem „Corset des alliés". „Dieses Korsett", so schreibt die „Renaissance", „triumphiert über jeden Widerstand, hebt die Schwachen, führt die Verirrten zurück". Jetzt werden auch dem militärischen Leben Jagdausdrücke verständlich wie „Abschnürung der Front" usw.

Kriegshumor.

Im Genesungsheim. „Hat einer noch was auf dem Herzen? Dann heraus damit! Na, Huber, Sie machen ja so verlangende Augen." „Herr Oberstabsarzt, wann i halt no a wengerl mehr Butter krieg'n könnt!" „Natürlich, natürlich, sonst nichts. Wenn die andern damit auskommen, dann können Sie ebenso damit auskommen, Huber." „Aber die andern kommen auch nicht damit aus, Herr Oberstabsarzt." „Kuck einer an — und wo wollen ausgerechnet Sie's besser haben als die andern! Ist das Kameradschaft? Ein Gierschlunks sind Sie."

Bei der Isonzo-Armee.

Von Alice Schalek.

(Nachdruck verboten.)

IV.

Aber so nachdenklich ist man sonst nicht in Görz. Nirgends habe ich seit Kriegsbeginn so viel lachen gehört, als in dieser Woche, seit ich hier bin in Görz. Es ist, als wolle jeder noch rasch so viel Fröhliches in sein Leben tun, als er nur irgend vermag. Keiner von denen, die hier sind, weiß, ob er morgen noch leben wird, oder richtiger noch: jeder, der ist, weiß, daß er morgen schon tot sein kann. Darum lacht er heute noch, nur darum, weil er noch lebt. So intensiv wie nirgends sonst lebt man hier in der Minute. So restlos wie hier genoß noch nirgends einer sein gutes Glas Bier. Und so freundschaftlich wie hier fühlt sonst nie ein Mann für den anderen.

Des Nachmittags sitzen die Urlauber im Kaffeehaus und lesen am liebsten die lustigen Zeitungen. Dieses Kaffeehaus ist immer besucht, trotzdem „er" oft mit Gewehrkugeln hintrifft. („Er" ist kurzweg der Feind.) Ist das Wetter schön, dann sitzen die Herren vor dem Hause. Zu der Reihen stehen die Tische. Nur zu Zeiten, wo die Gewehrschüsse kommen, wird die vorderste weggeräumt. Gegenüber ist die Straße, die am meisten unter Feuer genommen wird. Hier habe ich die denkwürdige Tafel photographiert, auf der in drei Sprachen die Verlautbarung steht: „Durchgang verboten. Straße wird beschossen." Und dicht nebenan liegt die Papierhandlung, wo zwei tapfere junge Mädchen zahlreiche Monaten für die nach geistiger Nahrung hungernden Krieger Zeitungen, Bücher und Briefbogen feilhalten.

Einmal, da ich gerade meine Zeitung dort abhole, pfeift es dicht an der offenen Tür vorbei. Die Verkäuferin wirft, was sie gerade einstecken will, auf den Ladentisch und stürzt eilig hinaus; von allen Seiten kommen gleich ihr die Neugierigen. Offenes drängt sich die Menge. Keiner denkt an die Gefahr. Jeder will schauen. Ich auch natürlich, aber ein eisgrauer kroatischer Landsturmmann verwehrt mir den Ausgang mit dem Bajonett. „Nicht", sagt er in mühlamem Deutsch, „kommt gleich". Und schneller, als man denken kann, pfeift die nächste Granate daher. Sie klapt etwas weiter weg. Aber die Menge läuft ihr eilfertig nach.

In tiefer Beschämung geht ich heim. Von diesen einfachen Menschen trieb uns Städtern offenbar wenig Mut zugetraut. Sie meinen wohl, wir gehören nicht mit dazu, wir benötigen ihren Schutz. Und rührend ist es, wie sie bereit sind, ihn uns zu gewähren.

Wenn ein Achtundvierziger kommt, hört man es in der ganzen Stadt. Dann klingt's, als stürze einem das Dach über dem Hause zusammen, ganz gleich, wo er einschlägt. Es kurzen und trifft einer die Kost. Zwei Opfer: die soeben ihre Briefe bringen wollten und eben noch knapp mit dem Leben davonkamen, treten unmittelbar darauf lachend bei mir ein. „So ein Glückskind", sagt der eine empört und bestellt sich den Tee, so ein Blödsinn! Auf mich schießen sie mit den schweren Sorten! Geld bin ich doch gar nicht wert. Und friedlich vor ihr schpazade bei ein Kind." Und sie lachen wieder, sehen sich zum Tarok und streiten, weil einer schlecht ausgespielt hat.

Besonders böse ist der Niko, der Pikkolo, wenn in die Stadt hereingeschossen wird. „Die Luberch", sagt er und ballt seine kleine Hand. Dagegen liebt er unsern eigenen „Brigadehund", der immer so bellt, wenn er schießt. Diese Kanone hat einen eigentümlichen Klang, unverkennbar, auch mit geschlossenen Augen. Fast drei Kilometer weit steht sie von meinem Zimmer entfernt. Aber ich kann nicht schreiben, wenn sie heult, trotzdem sie ist, die es rächt, wenn in Görz was geschieht. Der beste Artillerist der Isonzoarmee soll beim „Brigadehund" stehen.

Nach und nach lernt man sie alle auseinander kennen. Wenn es so eigen durch die Luft singt, kein und hell und langsam hingegen — das ist der große Mörser. Wenn es schwer losteht vorbeikommt, wie ein Eisenbahnzug — das sind die Haubitzen. Und wenn es sich anhört, als habe der Sturm ein Tor zugeschlagen, einfach „Bum" ohne viel Vorbereitung — das sind die Gebirgsgeschütze. Wie ein altes Weib kreischen die Minen und so, als klopfe jemand an die Tür, klingt das Maschinengewehr. Wenn man alle durcheinandergeht, ist's mit meiner Unterscheidung zu Ende. Das Orchester gibt in solchen Fällen einen Volklang, unter dem die Stadt zittert und bebt. Und da gerade dann meistens die Gewehrkugeln in unserem Garten pfeifen, so verfehlen sie die Wirkung ganz und gar. Was immer auch passiert ist, der feine Niko ist der Flinkste, der Unerschrockenste im Hause. Aber auch die übrige Bedienung bleibt unentwegt am Platze. „Sollen die armen Leute, die von den Schützengräben abgelöst werden, nicht einmal ein gutes Abendessen haben?" meint die Kellnerin, die hübsche Frau Schrap. „Ich tue halt hier meinen Kriegsdienst. Die Herren bezahlen auch viel zu sehr, als daß man das Herz hätte, zu weinen."

Manchmal Verspätete drängen sich hier dem Beobachter auf. Aus dem einzigen nicht zertrümmerten Fenster eines „Volltrefferhauses" auf dem Korso ducht eine Frau. Sie wohnt in dem einzigen übriggebliebenen Zimmer. Und gegenüber in dem zerbrösselten Palazzo hat sich die Tabaktrafik eingenistet. „Brauchen die Herren nicht meine Zigaretten?" fragt mich die Verkäuferin zurück, da ich mich erkundige, ob sie sich hier gemütlich fühle. Mit das schweigende Bejahen mir dem selbstverständlichen Lächeln erdrückt den Neuangekommenen geradezu. Und in Gedanken vergleicht man, vergleicht immerzu und hört gar nicht auf, zu vergleichen.

Eines Abends ladet sich der Kommandant von Görz bei mir ein. Er ist eine der volkstümlichsten Figuren des Krieges. Viel habe ich schon von dem kleinen Mann mit dem Löwenherzen gehört, der immer selbst vorn ist, mitten drin — seit Kriegsbeginn ohne Urlaub. Ehrfürchtig höre ich ihn erzählen, von Serbien, von Rußland, von hier. Keine unter seinen furchtbarsten Erinnerungen ist so schauerlich, wie die an den November am Isonzo. Die Hölle war's. Drei Tage und drei Nächte heulte der Kampf. Der Kommandierende sollte ausgeräuchert werden. Aber er blieb. „Nur meine Leiche bringt man von hier weg." Siebenmal hat der Tod ihn gestreift. Aber er lacht, und die Augen blitzen.

Frau Schrap, die Kellnerin, steht bei uns, und wir plaudern. „Das verdanken Sie mir," sagt er scherzend, „daß Ihr Haus so wenig beschossen wird. Ich habe eigens Ihrewegen dem Caborna geschrie . . ."

Er sagt das Wort nicht zu Ende. Ein gräßlicher Krach erschüttert das Haus. Zwei Zweige klirren ans Fenster. „Ruhe," sagt der kleine eiserne Mann an meiner Seite. Sonst nichts. Alles ist aufgesprungen und wartet. Keiner rührt sich. Da kracht es zum zweiten Male, diesmal so fürchterlich, als ob die Welt aus den Fugen ginge — jetzt ist es da. Dicht neben uns splittert die Glaswand in tausend Scherben, wildes Geschrei ertönt, zum zweiten Mal tritt Stille ein.

„Ruhe," sagte der General zum zweitenmal. Seine Stimme klingt so stählern, daß sofort alles schweigt. „Ist jemand verwundet?"

Sechs Meter von unserm Tisch entfernt ist der Volltreffer ins Haus gegangen. Das zur Schank umgewandelte Vorzimmer hat er glatt durchschlagen, und die schweren Stücke sind zwischen den Anwesenden durchgeflogen.

Ja, leider gibt's auch Verwundete. Von zwei Dutzend Menschen haben drei heute dran glauben müssen. Der arme kleine Niko, der flinke Pikkolo, blutet mächtig aus einem gebrochenen Bein; Fräulein Anna, die Buchhalterin, die beim ersten Dachtreffer vor Schreck in den Keller hatte laufen wollen, war beim zweiten Schuß geradezu entgegengeflogen. Im Gesicht hat sie eine kleine, an der Hüfte eine tiefe Fleischwunde abgekriegt. Felix, der Aufwärter, hat ein Sprengstück im Knöchel. Am entgeistertsten aber ist der Hausherr, der in seiner Hose zwei Löcher sieht. Einschuß und Ausschuß. Zum selbst ist nichts geschehen. Er steht da und kann es nicht fassen.

Das Gesicht zu wahren, gelingt mir ganz gut. Aber über die Schlußbemerkung hinaus bringe ich's nicht. Regungslos stehe ich dabei, wie Frau Schrap den Verwundeten hilft. Bis zu diesem Augenblick war sie nur Kellnerin. Jetzt ist sie Herrin geworden. Nichts verschiebt die Rangordnung so gründlich wie die Lebensgefahr.

Der General geht selbst um die Sanität, und dann telephoniert er dem „Brigadehund". Wenn der zu bellen anfängt, hört „er" drüben jedesmal auf. Vorläufig freilich kracht es rings umher unentwegt weiter.

Ob ich mitkommen wolle, fragt mich der General. Von den Mietern im Hause hat nämlich jeder das Nötigste für die Nacht geholt und ist zu Bekannten schlafen gegangen. Zwei Treffer in einem Gebäude — das ist schon zuviel für einen Tag. Aber der General setzt hinzu: „Am ungefährdetsten schlafen Sie dort, wo es eben hingetroffen hat."

Und dann geht er, sicheren Schrittes, aufrecht und ernst, zum achtenmal dem Tod entronnen. Gleich darauf kommt das Rote-Kreuz-Automobil. „Weg wohl, alle!" sagt der brave, tapfere Niko, der seinen Schmerz verbeißt. Die Anna aber, die schöne Wunden am Bein und nur einen Ritzer auf der Wange hat, jammert um ihr Gesicht. Und da lachen sie alle ein wenig.

Wir Frauen im Hause sind jetzt allein mit dem Wirt, dem Koch und der Wache. Nur im ersten Stock schläft ein Leutnant, der eben von der Bodgora kam. „Ich muß nach ihm sehen," sagt der Feldwebel. Gleich darauf kommt er lachend zurück. Der Leutnant sei sehr unwillig über die Störung gewesen. Nicht einmal umgedreht hat er sich in seinem Bett. „Laßt mich doch zufrieden!"

Das Lachen kann ich nicht recht mitmachen. Das eisige innere Frösteln bin ich noch immer nicht los. Blutbuchen, Trümmer, Glasscherben, eine rauschendes geschossene Wasserleitung und verstörte, bleiche Gesichter ließ um mich her. „Morgen fahre ich weg, das ist zu viel," sagt Frau Schrap. „Ich auch," schmeichelt die Köchin, „ich auch," wiederholt die Magd. „Lang genug haben wir's ausgehalten."

Wenn nur das Frösteln nicht wäre! Da entdeckt Frau Schrap auf einem der Tische ein paar Gläser, mit verlendem Champagner gefüllt. Die Herren sind fort, denen er gehörte. Und für uns könnte es nichts Gegneteres geben.

Noch nie bisher habe ich in solcher Laune Champagner getrunken. Jeder von uns nimmt ein Glas. Und gleich darauf schwingt die Stimmung um.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191606067/fragment/page=0002